

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 79.

Montag, 2. April.

1928.

(5. Fortsetzung.)

Schüsse in Schanghai.

Roman von Alfred Schirokauer.

(Nachdruck verboten.)

Ryan war zu vornehm und beherrschte sein armes Glück und sein reiches Leid zu verraten. Er saß neben Isa, atmete den Hauch ihrer Jugend und ihres ahnungslos erblühenden Weibtums und sprach mit ruhiger, klarer Stimme von dem Preise der Originalliste Tee im Gewicht von 70 englischen Pfund und des Ballens Federn zu 3½ Pidde gleich 450 englischen Pfund.

Isa hörte zu mit eisernvoll gefrausster Stirn, die leuchtenden, braunen Augen andächtig auf seinen Mund gerichtet, als lausche sie einer Offenbarung, nickte, stellte einfältige Fragen, begriff mit einer Leichtigkeit, daß dieser Mann, der sich nie aus der Hand verloren hatte, alle Kraft zusammenreissen mußte, um nicht aufzuschreien: „Mädchen, wie bist du hinreichend in deinem Eifer, deiner Klugheit, deinem raschen Verstande! Wie schön bist du und berauschkend. Das Leben bist du, an dem ich alter Mann bisher vorübergelaufen bin!“

Doch statt solcher trunkenen Erfischen sprach er belehrend: „Aller Tee kommt aus Nordchina. Der kleine Pflanzer gibt seine Ernte einem Sammler in seinem Dorfe. Der schickt sie an einen Großhändler in eine der Hafenstädte. Chen Ah-dong, der sich für heute angemeldet hat, ist der Makler, der brokert eines dieser Großhändler in Schanghai. Sie werden sehen, Miss Isa, er bringt 30 bis 40 verschiedene Sorten Tee, aus ebenso vielen Distrikten Nordchinias. Haben Sie übrigens schon einmal Tee wachsen sehen?“

Isa schüttelte im lächelnder, verlegener Verneinung den Kopf. Es schien ihr irgendwie beschämend, daß sie einer der größten Tee-Exporteure Chinas war und nie ihr Handelsgut hatte grünen sehen.

Er sah ihr peinliches Erröten und darin einen neuen Charm seines Idols.

„Das macht doch nichts!“ lächelte er. „Wo sollten Sie auch Tee haben wachsen sehen! In Bayern baut man wahrscheinlich viel Hopfen zu dem köstlichen Biere. Tee wächst als ganz niedriger dornartiger Strauch mit winzigen Blättern. Diese Blätter sind der Tee. Die obersten zartesten geben die besten Sorten.“

Er blieb zur Tür, in die ein Angestellter trat.

„Mr. Cheng Ah-dong“, meldete der Kommiss.

Da erlebte Isa zum ersten Male den gewichtigen Vorgang einer Teeprobe. Man begab sich mit dem Makler in den tea-hong, das Gemach, das diesem feierlichen Vorgange geweiht war.

Die Fenster dieses Raumes waren außen durch Wellblech gegen den Himmel und die Sonne abgeschlossen, so daß ein reines Nordlicht hereinströmte auf die lange Tonbank, die sich durch das Zimmer hinzog.

Ryan deutete auf diese Blendvorrichtung und erklärte seiner Schülerin leise:

„Wir brauchen ganz gleichmäßiges Licht zur Prüfung der Teearten. — Hellgrün — dunkelgrün — bläulich. Sonnenlicht trägt, da seien die Farben heller aus.“

Dann begann das Zeremoniell.

Der Makler hatte 35 Sorten Tee mitgebracht. Ein Geschäftsdienner stellte auf die Tonbank 35 kleine Tassen,

die oben bis auf ein Loch geschlossen waren. Durch diese Öffnung schüttete jetzt der Chinese aus 35 verschiedenen, genau gezeichneten kleinen Beuteln je eine Prise Tee. Der Diener goß kochendes Wasser in jede Tasse. Mit der Stoppuhr in der Hand ließ man den Tee haarscharf auf die Sekunde vier Minuten ziehen. Dann goß der Diener den Aufguß in eine neben der kleinen Tasse stehende Art Reisschale, und Ryan, einer der berühmtesten Taster (Koster) des Ostens, ging von Schale zu Schale, trank einen Schluck, prüfte abwägend auf der Zunge, spie die Probe in ein Bassin, nickte, — sagte kurz: „gut“ — oder schüttelte den Kopf, — sagte: „schlecht“ — die ganze Reihe hinab. Darauf wurden die in der Tasse zurückgebliebenen Blätter der gebilligten Sorten genau geprüft. Ja, das Blatt war aufgegangen, war schön vierdig, war blau oder dunkelgrün oder sammelgrün.

Und dann hagelten — zu Ijas Staunen — ohne Schwanken, ohne Zaudern, die Orders. Von Nr. 7 500 Kisten, von Nr. 12 600 Kisten. Emsig notierte der Makler. In Minuten wurde über ein Vermögen disponiert. Sie begriff die gewaltige Verantwortung, die auf dem unfehlbaren Geschmack des Kosters ruhte. Als sie wieder im Kontor allein waren, brandeten die Fragen über Ijas Lippen.

„Wieso sind die Blätter zuerst gerollt?“

„Das kommt vom Rösten. Jeder Tee wird gleich nach dem Pflücken geröstet. Beim Brühen rollt ein gutes Teeblatt sich wieder auf.“

„Was geschieht nun mit dem gekauften Tee?“

Der chinesische Großhändler, dessen Makler Chen Ah-dong ist, liefert die Kisten an den Hafen. Wir müssen nun für schleunigste Verschiffung sorgen. Denn wer zuerst in Europa ankommt, verkauft zuerst und am besten. Die Engroshändler in Europa warten gierig auf die neue Ernte. Wir verschiffen nur nach Bremen. Werk Ihres Oheims. Vor dem Krieg gingen während der Teesaison Schiffe des Norddeutschen Lloyd direkt von Foochow nach Bremen, ohne einen Zwischenhafen anzulaufen. Das war eine Herrlichkeit für uns Deutshäuser! Wir liefern allen anderen den Rang ab. Heute geht es langsamer.“

„Ich habe noch eine Frage“, bedeutete Isa schein.

„Lauftend, wenn Sie wollen.“

„Betrügt der chinesische Großhändler nie? Liefert er in den 600 Kisten Nr. 7 auch stets den geprüften und gewählten Tee?“

Ryan lächelte. „Eine sehr kluge Frage, Miss Isa. Aber Sie können jedem chinesischen Großkaufmann blind vertrauen. Er betrügt Sie nie. Haben Sie noch eine Frage?“

„Ja, Sie hatte noch viele Fragen. Er beantwortete sie gelassen, lächelnd, ausführlich, geduldig und rarg und kämpfte mit sich, nicht seinerseits auch eine Frage zu stellen, die große entscheidende, törichte, hoffnungslose Frage, die alle Harmlosigkeit und Vertraulichkeit und das große Glück und unerträgliche Leid ihrer Kompagnieschaft für immer vernichten würde.“

Wie konnte ein neunzehnjähriges Mädchen, das eben zu leben begann, das mit erwartungsfroh geröteten Wangen in das brausende Dasein hinauströmte, einen Mann von 49 lieben! Einen Mann, der dreißig Jahre in den Tropen gelebt hatte, von innen ausgehöhlt und zerföhrt worden war. Jahre in Ostasien zählen doppelt. Nein, er war ein alter Mann. Und wußte, daß er in Ijas Augen ein Greis war.

Seine Klugheit ließ sich nicht täuschen. Ihre Liebenswürdigkeit, ihre Unabhängigkeit, ihre scherhafte Bevölkerlichkeit war Freundschaft eines jungen Mädchens gegen einen alten Herrn. Weiter nichts. Neigung zu ihm lag ihr fern. Liebe zu ihm würde sie ein lächerlicher Wahnwitz denken. Er sah ja, sah es mit der Hellsicht der Eifersucht, wie anders sie sich den jungen Männern gab, die sie auf den Gesellschaftssabenden der Kolonie umschwärmten. Da war sie Jugend unter Jugend, da war sie die schalkhafte Ungebundenheit, da war sie — anders war sie diesen jungen Männern gegenüber als zu ihm, ganz anders. Wenn ihr Blick ihn traf, lächelte er onkelhaft, schien ihm, fühlte, wie er erblachte, wie das Herz schmerhaft auslebte, wandte sich ab und ertröste mit verzerrtem, wehem Gesichtsausdruck und Beherrschung. Und beobachtete weiter, jedes Gespräch, jedes Lachen von ihr mit den vernarrten Argusaugen der Eifersucht.

Er wußte, noch sponn sich keine ernsthafte Neigung. Doch die schöne, reiche Erbin war die lodendste Verjüngung aller dieser jungen Kaufleute und Beamten der Kolonie. War ein Leuchtfeuer, dem alle zusätzerten. Bald — bald würde das Weib in ihr erwachen und wählen. Bald — bald — schicksalhaft, unausbleiblich. Mit offenen Augen sah er ein vernichtendes Verhängnis nähern, dem gegenüber all seine Tatkräft und Energie, die nie vor einem Widerstande zurückgeschreckt war, ohnmächtig versagte.

Und noch eine zweite Eifersucht umklammerte sein Herz. Die Eifersucht auf Iwan Filkin.

Schon am ersten Tage sprach Ija begeistert dankbar von ihrem Retter. Dann besuchte sie ihn. Und immer wieder fuhr sie hinaus auf das Land nach Digwell Road.

Ryan kannte den Russen nur dem Namen nach. Was er von ihm gehört hatte, war nichts allzu Gutes. Doch er war ein viel zu vornehmer Mann, auf Klatsch hin zu urteilen oder zu handeln. In seiner charaktervollen Zurückhaltung und in der ängstlichen Scheu seiner Eifersucht warnte er Ija nicht. Er nickte stumm, wenn sie von ihrem „Retter“ schwärzte, erkannte freimütig an, daß dieser Mann sie vielleicht vor unausdenkbarem Hammer und Elend, vor Schmach und Untergang beschützt hatte. Er nickte, wenn sie ihm arglos mitteilte, daß sie heute nach Geschäftsschluss zum Tee zu Iwan Filkin fahre. Nichte und verkrampfte die Hände. Denn am nächsten Tage war sie bis zum Überschäumen erfüllt von der launenhaften Klugheit, der nervösen Erzählungskunst, der Kenderschaft in allen Chinadingen und den Zauberstäben dieses Russen, der sich in seinem entlegenen phantastischen Hause vor jeder Berührung mit der Kolonie eingekapselt hatte.

Filkins Leben kreiste nur noch um das Mädchen, das ihm jene heiße Julinacht zugeschleudert hatte. Er wußte, daß sein Ende nahe war. Und mit der Gier des Todgeweihten, mit der verzweifelten Inbrust letzten Vergehens sehnte er sich nach diesem blonden jungen Weibe. Sie war für ihn ein Symbol geworden alles dessen, das ihm das Leben schuldig geblieben war, alles dessen, das „hätte sein können“, wenn sein Weg in anderer Richtung verlaufen wäre. Sie war ihm der Inbegriff aller vergeblichen Wünsche, aller nichtigen Hoffnungs. Aber sie war auch die Illusion des Letzten, das ihm dieses Leben noch bieten konnte. Sie besitzen — und dann hinabgleiten in das dunkle Nichts! Sie noch erobern! Und dann in drei Teufels Namen Schluss und aus! Diese lautere Köstlichkeit noch auslösen, ehe der Riegel knarre.

In diesen Augenblicken rücksichtslosen Verlangens war kein Mitleid in ihm und kein Bedenken. Eher eine Sucht des Zerstörens, eine Wut der Vernichtung, eine

Art Nachgefühl gegen das Gemia, das ihn erbarmungslos verwüstet hatte. Ein Vandalenringriff fauchte in ihm gegen Ijas Reinheit, gegen ihre Schönheit, eine diabolische Bosheit, diese prangende Herrlichkeit zu zertragen, sie hinabzureißen in seine verrottete Niederung.

Er schlug in durchtrafen Nächten den Schädel gegen die Wand des Zimmers vor Zorn, daß er sie hätte entspringen lassen, daß er ihr den Weg zur Rettung gewiesen hätte. Und immer leistener wurden die Stunden, in denen ihm Ijas Befreiung Zweck und Inhalt seines Daseins schien.

Wenn sie zu ihm kam, verbarg er seine finsternen Triebe hinter Spott, Bitterkeit, Ironie, hinter dem Vorhang seines Erzählertalentes und dem Schleier der anderen spärlichen Reste seiner Intelligenz und Begabung von einst. Sie sah in ihm einen etwas schrulligen, doch klugen, sehr unterhaltsamen, interessanten Mann. Gerade der Gegensatz zu Ryans vornehmer Gelassenheit und Gradlinigkeit lockte sie, die noch so wenig vom Leben und Menschen gesehen hatte. — (Fortsetzung folgt.)

Häusliche Musik.

Du stehst bei allen Geld- und Steuerfragen
Als Herr des Hauses stets an erster Stelle, —
Du hast jedoch nicht allzu viel zu sagen
Als Dirigent der häuslichen Kapelle.

Die Frau hat, immer hörest du's von ihr wieder,
Wehr Takt, als du in deinem ganzen Leben.
Das Söhnchen, bei dem Klang moderner Lieder,
Haut, wie man sagt, mit Eleganz daneben.

Die Tochter fühlt sich nie von dir verstanden,
In höchsten Tönen hört du sie stets flöten,
Und ist bei euch ein Baby noch vorhanden,
Dann geht's fürwahr mit Pausen und Trompeten.

Ist deiner Mutter Mutter noch im Hause,
Dann Klingt das obligate Brummen, Raunen,
In einer etwa eingelegten Pause
Erdröhnen ostmals Jerichos Posaunen.

Willst du, befreit von allem Leid und Wehe,
In Frieden reinste Harmonie erzielen,
Dann lerne, im Orchester deiner Ehe
Nur zweite Violine stets zu spielen.

B.A.

Frühlings Erwachen.

Von Julius Kreis.

Der Frühling, ein netter, unverheirateter Mann, schafft als „möblierter Herr“ in seinem Junggesellenzimmer und träumte in seiner messingnen Patentbettkasten angenehm von einem hübschen Mädchen, namens Flora, dem er eben ein Buffet Gänseblümchen überreichte mit der freundlichen Ansprache: „Mein Name ist Emil Frühling. Gestatten Sie, daß ich Sie begleite.“ In diesem Augenblick aber zässtete auf dem Nachtkastl der Patent-Jahreszeitenweder mit lautem Bimbimbim ab; denn er war auf den 21. März getellt. Hertha, die Mutter Erde, Frühlings Hausfrau, eine runde, wohlgenährte Dame im gefährlichen Alter, klopfte an Frühlings Zimmertür und rief: „Steh'n S' auf, Herr Frühling, Zeit is!“

Der Frühling dehnte sich und reckte sich verschlafen, rieb Augen und Kopf, blinzelte unter halbverschlossenen Lidern auf den Weder und brummte: „Is scho wahr! Is das ein Sauleben! Ja, Morgenfund' hat Blei im . . .“

Dann legte er sich auf die andere Seite und duschte weiter. Diese blödsinnige Welt soll nur einmal auf ihn warten. Er kann sich auch nicht tapfern! Dann hatte er auch noch einen leisen Kater von der letzten vorjährigen Maihölle, die man am 22. Juni zu Frühlings Abschied gebrachten hatte.

Es ist ein Kreuz!

Er duschte weiter und sah im Halbschlaf Flora auf der Wiese Gänseblümchen aufwachsen, und der alte, widerliche Kerl, der abgebaute Winter, stand nicht weit davon und schrie lustig nach dem Mädchen. Jetzt ging er auf sie zu und lud sie ein, mit ihm in die Jahreszeitendiele zu gehen.

Der Frühling fuhr auf und sah auf den Weder. Donnerwetter! Schon April! Skandal! Ah! Und jetzt raus aus dem warmen Bett! — Draußen schneite und regnete es durcheinander.

Der Frühling schob die Beine unter der Decke heraus, zog sie aber gleich wieder zurück. War das eine Kälte!

er seine
gänzlich
weiß. Niemals
Gölde, jögernd,
an keine
wirtschaft-
liche Berichte.
dass hier nur
das Leben
teil den
Führung
Haltung
muß ma-
verlebt.
in Rädigur
für Ver-
logar ge-
natiobier
lösten.
und ein
Munde
früher
die Eretje
Nächtliche
große im
und Deu-
Er tritt
langen i
er auf. G
es im G
er wisse i
sieht heut
genoße
Schwung
auf bewe-
föhren zu
Selbst.
von dem
da denten
immer in
selbst lebt
Rede erb

Warenhaus Natur, heute einmal trank melden lassen. Er hatte auch wirklich einen Schnapsen, und dann dieses Kopftwach!

Seine Hausfrau, Mutter Erde, trat ein und brachte den Kaffee. „Na, jetzt ist's aber Zeit, Herr Frühling“, sagte sie mahndend.

Der Frühling brummelte etwas. — Das mit dem Kranz sein mußte er sich doch überlegen. — Die Natur, G. m. b. H., war eine so rigorose Firma. Die Schmissen ihn schließlich hinaus.

Als die Hausfrau draußen war, kroch der Frühling grätselnd in die Unterholen und nahm zwei Tabletten Aspirin. Er wusch sich, zog sich aber gar nicht sorgfältig wie sonst seinen Scheitel (sein Vater und Großvater hatten lächerliche Locken getragen!), dann schrieb er doch einen Brief an die Firma. Er mochte bei dem Hundewetter nicht fort und schrieb: er werde nach Möglichkeit die laufenden Arbeiten zu Hause erledigen.

Lenge zu Hause!

Er setzte sich dann an seinen Schreibtisch und machte sich daran, einige Frühlingslieder zu dichten. Verdrossen laute er am Federhalter und malte zwischen hinein auf das Papier Spiegel, Mandeln und kleine Schweinchen.

Es fiel ihm ums Sterben nichts ein.

Er nahm nacheinander einen Band Rückert, Geibel, Bodenstedt, Lenau vom Bücherregal und schmökerte darin, ob nicht schließlich einige unpassende Worte über seine Jahresszeit darin wären, die man verwenden könnte.

Dann schlug er im Konversationslexikon, Band F, unter „Frühling“ nach. Ach was! Er schrieb einfach aus dem Handbuch deutscher Lyriz ab: „Frühling läßt sein blaues Band.“ Und während er schrieb, dachte er: Komisch, diese Dichter! Blaues Band! Ich habe noch nie eine blaue Krawatte getragen. Wie der Mann dazu kommt! — Na, schließlich war's mein Großvater. Der Mörike muß es ja wissen.

Und dann dieser Bodenstedt: „Wenn der Frühling auf die Berge steigt!“

Das war sicher sein Vater! Der war so ein Bergzieg!

Er, Emil Frühling, hat es nicht mit dem Bergsport! Er hat unten ein Motorrad stehen.

Aber was will man machen! Die Leute wollen so einen alibadenen Frühling, und die Natur, G. m. b. H., muß den Wünschen ihrer Kundshaft Rechnung tragen.

Der Frühling horchte auf. Über ihm, im dritten Stock, sang Fräulein Amalie Kraglmaier, mit gluckenreinem Bariton-Sopran: „In meiner Heimat wird es nun Fröhlichkeit — ling . . .“

So, das auch noch! Himmel, Ast und Zwirn! Wenn nur diese Frauenzimmer nicht immer gleich so aufdringlich wären!

Aber immerhin, der Frühling wurde an seine Aufgaben erinnert. Er ging in sein kleines chemisches Laboratorium hinter der spanischen Wand und präparierte brummig den Benz-Liebestrank.

Unterschiedliche Fläschchen: Eines für Menschen von 16 bis 18, eines für solche von 18 bis 30, eines für 30 bis 40, eines für 40 bis 50, und eine besonders kompliziert zusammengesetzte Mischung für solche von 50 bis 70. Das mußte mit dem Zerstäuber in die Welt hinausgestäubt werden.

In seinem Ärger gab er in jedes Fläschchen einen Schuß ordinären Kartoffelschnaps — das dieses Menschenpatz eher beduselt wird und einen größeren Liebeskakenerammer triegt!

Dann schaltete er den Hebel von Wetterleitung Schnee aus Tratsch um und schrieb einen sadgroßen Brief an das Blumenmädchen Flora, warum sie so lange im Rückstand mit der Lieferung der Frühlingsblüten sei. . . Und werden wir Ihnen — hieß es im Schreiben — für jedes Tausend zu spät gelieferter Blüten zehn Prozent am Lohn abziehen. So! — Dann aber zog der Frühling seine ledernen Jacke an und beschloß, nun doch ins Geschäft zu kommen.

Draußen schwang er sich auf sein leichsfertiges Schnauzerl, und dahin ging's, pöppft, töß-töß, daß den Menschen der Tratsch nur so um die Ohren spritzte — mitten hinein in die Natur.

Grützink's Einreise nach Italien.

Von Peter Robinson.

Vielleicht hieß er auch anders, etwa Grüssing oder Klitzing, denn ich habe seinen Namen nur flüchtig vernommen, und da verhort man sich ja leicht. Aber Grützink gefiel mir am besten und passte auch gut zu ihm.

Ich saß in Gallanza vor dem Café Bolongaro, von wo man nach Isola bella hinübersehen kann. Man soll es aber nicht zu begeistert tun, denn sonst kommen Männer, die sich

will, und sie beleidigt. Sie tun gerade so, als hätten sie die Isola bella selber gemacht, eben jetzt, um einem damit einen Gefallen zu tun, und jetzt wäre man so unverhüllt, es an der gebührenden Erkenntlichkeit fehlen zu lassen.

Da kam also Grützink an, setzte sich zu mir und trank Kaffee. Nachher, bei der Zigarette, lächelte er mich freundlich an. „Hübsch hier, nicht wahr? Eigentlich sollte ich noch drüber in der Schweiz sitzen. — die Apfelsinen- und Makaronibrüder hier haben mich nicht hineinlassen wollen. Ich bin aber doch hineingekommen, hah! Da —“ er zeigte über die Straße nach dem Autohalteplatz — „da, sehen Sie das große, graue Auto mit den vier Reihen Sitzeplätzen? Mit dem bin ich hineingekommen. Aber was ich mich erst habe ärgern müssen. Beinahe geplatzt bin ich. Eine tolle Geschichte ist das gewesen. Passen Sie auf! Eigentlich reise ich nämlich mit meiner Frau. Aber warum wir jetzt nicht zusammen sind, das ist eben die Geschichte, und sie hängt mit dem verdammtens Bismarck zusammen. Wie wir uns zu Hause unsere Pässe besorgt haben, da hab' ich gemeint: Na, wir nehmen natürlich nur das einfache Bismarck. Damit darf man einmal reinfahren zu den Apfelsinen- und Makaronibrüdern und dann wieder raus, und mehr brauchen wir nicht. War doch ganz richtig, nicht wahr?

Wir sind aber nicht glatt durchgefahren. Von Luzern sind wir mit dem Schiff über den Bierwaldstätter See und dann erst von Illen mit dem Zug weiter. Das war auch ganz richtig. Wenn bloß nicht der Koffer meiner Frau gewesen wäre! Der war natürlich zu groß, den haben wir in Luzern gleich bis Mailand aufzugehen, der Bequemlichkeit wegen. Aber gerade daraus ist dann die allergrößte Unbequemlichkeit geworden, die mir je passiert ist. Nie wieder geb' ich einen Koffer auf, — eher gebe ich das ganze verdammtens Reisen auf. Wie wir dann nämlich nach Chiasso kamen und alles Gewäß zur italienischen Zollrevision geschleppt wird, lehne ich den großen Koffer nicht. Wer steht das Luder? Richtig, der ist ja, weil wir doch mit dem Schiff gefahren sind, früher angekommen und, weil sich kein Eigentümer zur Zollrevision gemeldet hat, beiseite gestellt worden. Nun muß er gesucht werden, und das dauert sehr lange. „Ah was, Lina“, sage ich zu meiner Frau, „wir gehen mal erst zum italienischen Zug und belegen zwei Plätze; dann bleibst du sitzen, und ich gehe zurück und mache den Zolltremmel ab.“ War das auch richtig? Nee, denn jetzt kommt der Hafen, den die Geschichte gehabt hat.

Wir nehmen also unser Handgepäck, das die italienischen Zollbeamten schon beschüßelt hatten, und gehen nach dem Zug, und dabei müssen wir durch eine Sperre, wo zwei Polizeimenschen stehen und sich die Pässe zeigen lassen, und der eine nimmt unsere Pässe, drückt einen Stempel hinein, und damit ist die Sache in Ordnung: wir dürfen durch die Sperre und sind also in Italien. Wir bringen unser Handgepäck im Zuge unter; meine Frau macht es sich bequem, ich aber muß noch mal zurück wegen des verdammten Koffers. Ich gebe an den beiden Polizeileuten vorbei, die mich gar nicht beachten, denn sie haben noch Pässe anzusehen. Die Ekel hätten mich aber beachten sollen, das wäre viel besser für mich gewesen. Der Koffer ist jetzt gefunden; er wird beschüßelt und dann fortgerollt, nach dem Gepäckwagen. Nun muß ich mich aber auch beeilen. Wie ich wieder an die Sperre komme, ist nur noch einer von den Polizeimenschen da, denn es sind keine Leute mehr abzufertigen. Ich will an dem Mann vorbei, was mir doch ganz selbstverständlich schien. Aber er hält mich an. „Il suo passaporto, Signore!“ sagt er. Gut, er hat die Gewalt; ich gebe ihm meinen Pas. Er sieht ihn sich an, er schüttelt den Kopf, er gibt mir den Pas zurück, — und dann hält er den Arm vor, daß ich nicht weitergehen soll. Und dabei sagt er, und wenn ich auch so gut wie gar nicht Italienisch kann — das hab' ich verstanden und behalten, weil es mir wie ein Todesurteil klang: „Un visto sembrice, Signore! Puoi passare una volta la frontiera.“

Haben Sie begriffen? Das war 'ne Situation, was? Einmal bloß durfte ich einreisen, und eingereist war ich, als mit der Pak vorhin abgestempelt worden war, und wie ich nun dämlicherweise durch die Sperre gegangen war, da hatte ich das Land verlassen, und nun sollte ich nicht wieder hinein. Ich werde wild. „Das ist ja hier eine schöne Wirtschaft!“ schimpfte ich, und dann nehme ich mein bisschen Italienisch zusammen und übersetze das dem Kerl. „Questo è una bella osteria!“ sagte ich. Aber das muß wohl nicht ganz richtig gewesen sein, denn er sieht mich an, als ob ich verrückt geworden sei. Und dann führt auf einmal der Zug ab, der Zug nach Mailand, in dem meine arme Frau sitzt, und der Apfelsinen- und Makaronibruder macht das Gitter an seiner Sperre zu und verzichtet sich, und ich stehe da, außerhalb Italiens, und darf bloß hineingucken.

Was war da zu machen? Zunächst trank ich auf den Schred einen Kognak in der Restauration auf der Schweizer

Sette des Bahnhofs. Der Kellner schien mir ein verständiger Mann; ich erzählte ihm von meinem Misgeschick, und richtig, der Mann wußte Bescheid. „Aber das ist ganz einfach“, sagte er. „Ihr Paß ist doch in Ordnung; der einzige Mangel ist, daß Sie damit nicht schon in Italien sind. Fahren Sie einfach mit dem nächsten Zuge ein Stückchen zurück bis Giubiasco und von dort nach Locarno. Da sind Reisebüros, die jeden Tag Fahrten den See entlang veranstalten, bis ins italienische Gebiet nach Pallanza. Für solch eine Fahrt nehmen Sie sich einen Platz. Paß brauchen Sie dafür nicht, da genügt eine Tageserlaubnis für Überschreiten der Grenze, die besorgt das Reisebüro. Und wenn Sie einmal in Pallanza sind, dann ist alles in Ordnung; dann sind Sie ja drin in Italien und können weiter fahren, wohin Sie wollen.“

Und sehen Sie: so hab' ich das gemacht! Großartig, was? Aber nun kommt das Hauptvergnügen. Gleich ist es fünf Uhr; da soll das Auto wieder abfahren. Sehen Sie: da krabbeln die Leute schon hinein. Aber sie können ohne mich fahren, — ich gondole nach Mailand, wo meine arme Frau sitzen wird. Eine Wonne wird mir das sein, wenn das Auto jetzt abfährt, eine Wonne — Ja, bitte?“

Grüßfink wurde unterbrochen. Ein großer, starker Mann im Ledergewand des Chauffeurs war neben ihm aufgetaucht. Er sprach einen harten deutsch-schweizerischen Dialekt, und deshalb verstand ich nicht, ob er jetzt Grüßfink oder Grübing sagte oder Alibing oder so ähnlich. Ich möchte mich aber doch, wie schon bemerk't, für Grüßfink entscheiden. „Bitte, Herr Grüßfink“, sagte der Mann, „ich warte schon auf Sie, — ich muß pünktlich abfahren.“

Grüßfink grinste. „Fahren Sie, mein Lieber! Fahren Sie ohne mich; ich will nicht mit.“

Aber der Chauffeur schüttelte energisch den Kopf. Er holte ein bestempeltes Papier aus der Tasche. „Bitte, Herr Grüßfink: hier habe ich einen Passierschein auf sechzehn Personen, neun Damen und sieben Herren. Und bei Brissago kontrolliert die italienische Grenzwache, ob das stimmt, und wenn ich nicht neun Damen und sieben Herren wieder über die Grenze zu bringen habe, dann stimmt es nicht, dann lassen sie mich nicht durch. Die größten Scherereien habe ich.“

Ach was, das ist mir ganz egal!, brummte Grüßfink. Er sah sich wild um, als wollte er ausspringen und in einem der winzigen Häuschen verschwinden, die sich in die Stadt hinaufziehen. Der Chauffeur schien das auch zu denken. Er zeigte auf die Wartehalle am Landungssteg der Dampfschiffe, wo überflüssig viele Polizisten herumstanden. „Sie müssen mitfahren, Herr Grüßfink. Ich kann doch Ihre wegen nicht die anderen Herrschaften in Verdrießlichkeiten bringen, die würden sich ja beschweren, ich würde meine Stelle verlieren, Herr Grüßfink; wenn Sie also nicht mitwollen, muß ich mich da an die Polizei wenden. Und Zeit hab' ich auch nicht mehr.“

Grüßfink war vernichtet. Er schaute nach Süden, wo eine verlassene Gattin Lina seiner harrte; er schaute nach Norden, wo er gewaltsam hingeschleift werden sollte, und in seine schwanden Augen trat, glaube ich, einiges salziges Wasser. „Ich Esel!“ murmelte er. Und das stimmte; Grüßfink war wirklich ein Esel gewesen. Er hätte ja nicht nötig gehabt, sich hierhin zu sezen; er hätte längst verschwunden sein können.

Aber nun half es nichts, und zwei Minuten später kletterte Grüßfink, den der Chauffeur wie einen Gefangenen geleitet hatte, in das Auto wie in einen Karren, der ihn zur Guillotine führen sollte. Und dann fuhr das Auto ab, und Grüßfink entchwand meinen Blicken. Wer weiß, wann er zu seiner Lina gekommen sein mag!

Lokomotivkrankheit.

Skizze von Donald Stuart (Stuttgart).

Seit er denken konnte, hatte Karl Gräfe Lokomotiven gesehnt. Das war mehr als das Eisenbahnpiel der Jungen, die fauchen und zischen, die hämpfe ballen und damit auf und ab stoßen, wie sie es am blikgenden Gestänge der Lokomotiven sehen. Karl Gräfe lockte das Ungewisse, und daß die Lokomotiven, die in den Bahnhöfen lagen und aus ungeheurem, schwarzen Gedärn stöhnten, in schneidender Schnelligkeit dahinfahren könnten. Er liebte ahnungsvoll den sinnreichen Zusammenhang ihrer Teile und sehnte sich, ihre Kraft zu beherrschen. Mitten im Gedränge des Bahnsteigs pflegte er vor den Lokomotiven stehen zu bleiben. Einmal war er seiner Mutter sachte aus der fühlenden Hand gesunken, hatte sich zur Lokomotive aurüdgeschlichen, die von ihrer Reise ausruhte. Dann kletterte er leise wie eine Katze

die eisernen Tritte zum Stand des Führers hinauf. Aber ehe er sich in eine Ecke drücken konnte, hatte der ihn entdeckt. Mit rauhen Worten wurde er in ein Zimmer verbracht, wo viele Beamte auf ihn einredeten. Zu Hause gab es Vorwürfe. Er aber setzte allem nur ein verstößtes Schweigen entgegen. Er versprach nicht einmal, es nie wieder zu tun. Die Lehrer waren ratlos, der Arzt redete von einer fixen Idee und erkundigte sich nach den Vorfahren, und ordnete gegen diese Krankheit: Beruf an dem ersehnten Orte.

Nun galten alle Gedanken des Jungen erst recht den schwarzen Riesen, ihrem Feuerrachen, ihren blisenden Gliedern, die er schon genau kannte, als seine Kameraden noch von Wildwest schwärmt. Alle seine Hoffnung galt dem Beruf des Führers, so daß er der Spannung bald nicht mehr Herr ward und oft erfolglos bei den Führern der Lokomotiven bettelte, ihn nur einmal mitzunehmen. —

Auf dem Bahnhof in L. steht ein junger Mann über die Schienen zur Lokomotive des D-Zuges, klettert die eisernen Tritte hinauf, zeigt einen Ausweis: „Eisenbahndirektor Hermann, Eisenbahndirektion Ludwigshafen.“ Der Führer reicht sich zusammen, meldet: „Lokomotivführer Müller, Heizer Schmehling, Heimatstation Heidelberg.“

„Nebig heute. Schwierige Fahrt. Achten Sie auf die Signale, ich werde selbst fahren.“

Respektvoll räumt der Führer dem Vorgesetzten seinen Platz zur Rechten im Führerstand ein. Langsam rückt der den großen Hebel, öffnet damit dem Dampf den Weg zum Zylinder. Ein Zittern geht durch die Eisenmassen. Knatternd stürzt es über Weichen, der Zeiger der Geschwindigkeit wippt von Strich zu Strich, 30, 40, 50, jetzt 60 und 80 Kilometer. Sinein in Nebel und Nacht. Kurze Befehle gelten dem Heizer; glutender Schein aus der offenen Feuerstürze färbt die Rauchfahne über dem Zug. Signale huschen vorbei wie Johanniskräuter im Dunkeln. Nun sind die 2000 Pferdekräfte, von dem weissblühenden Kesselfeuers genährt, in seiner Gewalt. Endlich erfüllt ihn die Lust, Führer, Herrscher zu sein, hinzudonnern über die blinkenden Schienen, Tausende auf sicherem Weg zu führen, getragen zu sein vom Vertrauen derer, die dort hinten in weichen Polstern sitzen und essen und reden wie zu Hause.

Der Lokomotivführer wundert sich über die Sicherheit und Erfahrung des jungen Beamten, nimmt schuldbewußt einen Vorwurf über mangelnde Pflege der Maschine hin. Durch den Fahrerdienstraum schreitet Hermann dem Ausgang zu, beanstandet noch allerlei Versäumnis und entfernt sich.

Nach einem Jahre fürchtet jeder die Kontrollfahrten des jungen Baurats, bis zu den höheren Stellen dringt schließlich das Gemunkel von seiner Strenge.

Wieder einmal steigt er auf die Lokomotive. Nach geht der Beamte, der den Zug absichert, in seinen Dienstraum zurück. 50 Kilometer weiter klopf't der Telegraph: „Baurat Hermann auf Lokomotive von D. 68.“

Endstation. Hermann rückt den Bremshebel, es zieht unter den Wagen weiter, als wenn tiefeschöpfer Atem entweicht, die Bremsen beißen sich an den Rädern fest. Noch ein knapper Gruß dem Personal. Wieder eine wundervolle Nacht der Erfüllung seines alten Jugendtraums!

Auf dem Bahnsteig stehen zwei in langen Mänteln.

„Ihr Ausweis!“

Ein ölfleckbedeckter Gecken geht durch ihre Hände. Die beiden wechseln einen Blick.

„Sie sind verhaftet.“ —

Vor dem großen Schöffengericht steht der Ingenieur Karl Gräfe, angeklagt der Transportgefährdung, der Amtsanmaßung und der Urkundenfälschung. Der Zuschauerraum ist zum Brechen voll. Wird man ihn verurteilen? Ist er nicht einer von denen, die Balken vor die Züge legen und Schrauben an den Schienen lösen? Voll Genugtuung sehen hohe Bahnbeamte dem Schauspiel zu.

Der Angeklagte startt ins Leere, wie aus einem Traum erwacht, der lebendiger war als die Wirklichkeit. Er blättert irre wie ein aufgestörter Nachtwandler. Jeden Augenblick kann er zusammenbrechen. Die Zuhörer erzählen sich, er habe in seiner Zelle Kommandos gegeben wie auf der Eisenbahn, geosteten, gescholt.

Man läßt Zeugen reden, verfolgt alle Einzelheiten, sucht aus dem Angeklagten vernünftige Worte und Erklärungen herauszuholen. Der stammelt nur von Müßen, von einem Befehl, von Richt-mehr-warten-können, schreit plötzlich in den Saal: „Heizer nachlegen.“ Dann sinkt er in stumpfer Ruhe zusammen.

„Zwangsvorstellungen, Zwangshandlungen“, gutschafft der sachverständige Arzt. „Überführung in eine Nervenheilanstalt unerlässlich.“ Also spricht man den Ingenieur Gräfe frei. Denn bei Begehung der Tat sei die freie Willensbestimmung ausgeschlossen gewesen.